

schen Untersuchungen zu den Prädiktoren der Nutzung einzelner Web 2.0-Anwendung publiziert worden. Die von Cornelia Jers präsentierten Daten decken sich in vielen Punkten mit den Ergebnissen dieser bereits verfügbaren Arbeiten. Dennoch leistet der vorliegende Band einen wichtigen Impuls für die zukünftige Forschung zur Nutzung des Social Web, indem er sich gegen die verbreitete Forschungspraxis der mikroperspektivischen Analyse einzelner Angebotsformen des Web 2.0 stellt. Insbesondere angesichts der rasanten Weiterentwicklung des Social Web erscheint Forschung, die in erster Linie von den technischen Innovationen des Social Web getrieben ist, als wenig nachhaltig. Während eine Konzentration auf die der Nutzung einzelner Anwendungen zugrundeliegenden Prozesse in der Frühzeit der Web 2.0-Forschung durchaus wichtige Erträge liefern konnte, stellt sich nun die Integration und Konsolidierung der bisherigen Befunde als Herausforderung an die aktuelle Forschung. Die Arbeit von Cornelia Jers leistet zu diesem Prozess einen wichtigen ersten Beitrag, indem sie aufzeigt, dass auch eine integrierte Betrachtung der allgemeinen Web 2.0-Nutzung zu vielversprechenden Ergebnissen kommen kann.

Leonard Reinecke

J. David Johnson / Donald O. Case

Health Information Seeking

Oxford: Lang, 2012. – 274 S.

(Health Communication; 4)

ISBN 978-1-4331-1824-1

Die Suche nach Gesundheitsinformationen zählt oft zu den ersten Schritten nach einer unerwarteten ärztlichen Diagnose oder beim Bemerkten verdächtiger körperlicher Symptome. Das Ergebnis dieser Informationssuche hat bedeutende Implikationen für den Umgang mit potenziellen oder tatsächlichen Erkrankungen sowie der Entscheidungen für oder gegen Therapien bzw. Änderungen des Gesundheitsverhaltens. Es handelt sich um ein vielschichtiges Phänomen, welches ohne Rücksicht auf akademische Fächergrenzen von biologischen, sozialen, finanziellen, institutionellen, technischen und kulturellen Einflussfaktoren determiniert sein und interpersonale genauso wie massenmediale oder hybride Kommunikationsformen umfassen kann. Der Zeitpunkt des Eintretens der Informationssuche, der konkrete Verlauf und das Ergebnisse sind kaum prognostizierbar. Und falls es noch eines Belegs dafür bedürft hätte, dass Menschen in starkem Maße – schein-

bar oder tatsächlich – irrational handeln, wird man im Bereich des gesundheitsbezogenen Informationsverhaltens schnell fündig: Entsprechende Suchen werden oft spät, nicht selten nach mehr oder minder erfolgreichen Phasen der Verdrängung, gestartet und nur selten systematisch betrieben. Die Recherche endet oft schon, sobald eine erste halbwegs plausible bzw. akzeptierbare Antwort gefunden wurde. Nicht selten wird dem Rat von Laien – Freunden etwa oder anonymen Kommentatoren in Internetforen – ein höherer Stellenwert zugeschrieben als Ratschlägen ausgewiesener Experten. Sachliche Aufklärung stößt schnell an Grenzen: Schon das Lesen eines sorgfältig formulierten Beipackzettels für ein nachweislich hochwirksames Medikament kann einen sofortigen Vertrauensverlust und Therapieabbruch bewirken. Die Attraktivität teurer, wirkungsloser oder sogar gefährlicher „alternativer“, „ganzheitlicher“ oder „energetischer“ Therapieansätze nimmt dann oft zu, wohlgermerkt in allen Einkommens- und Bildungsschichten – und kann verheerende gesundheitliche Konsequenzen haben, die nur selten (etwa im Kontext der Krebserkrankung von Steve Jobs) öffentlich thematisiert und wahrgenommen werden. Problematische Such- und Wahrnehmungsverzerrungen finden sich ebenfalls in der Gruppe der Ärzte, die ihr Wissen über Therapieoptionen viel zu selten aus relevanten Fachzeitschriften beziehen und es natürlich angesichts der Informationsflut in den seltensten Fällen schaffen, auf dem aktuellen Stand der Forschung zu bleiben; ganz zu schweigen von den sprichwörtlichen Kommunikationsbarrieren zwischen Ärzten und Patienten.

In diesem gleichermaßen sozial relevanten wie komplexen Spannungsfeld ist das knapp 280 Seiten starke Buch „Health Information Seeking“ von J. David Johnson und Donald O. Case anzusiedeln. Die Autoren sind ausgewiesene Experten und haben das Feld durch eigene Forschungsaktivitäten aktiv mitgeprägt. Dem Vorwort ist zu entnehmen, dass eine Krebserkrankung und das Erleben der Folgen des beschränkten Zugangs zu entsprechenden Informationen den Erstautor zu ersten Forschungsarbeiten inspirierten. Das u. a. daraus entstandene *Comprehensive Model of Information Seeking* (CMIS; Johnson & Meischke, 1993) zählt zu den bekanntesten Ansätzen der Informationssuche und wird im Buch, zumindest im Vergleich zu alternativen Ansätzen, vielleicht sogar etwas zu intensiv thematisiert. Donald O. Case ist als Autor eines der Standardwerke der Informationssuche (Case, 2012) nicht minder einschlägig. Die Expertise der Autoren ist auf

jeder Buchseite spürbar: Weitgehend ohne Redundanz und Füllmaterial werden zentrale Konstrukte, Einflussfaktoren und Befunde angeführt und diskutiert. Die neun thematisch aufeinander aufbauenden Kapitel sind inhaltlich sehr dicht geschrieben und bieten den Lesern ein wirklich faszinierendes Detailwissen und sicher viele neue Einsichten. Referiert wird zwar primär der U.S.-amerikanische Forschungsstand, die meisten Erkenntnisse dürften aber auf den deutschsprachigen Raum übertragbar sein.

Die Monografie startet mit einer Einführung in das Feld der Informationssuche, gefolgt von einem Kapitel über Informationsarten und -quellen. Die folgenden vier Kapitel, die den Hauptteil des Buches ausmachen, gehen der theoretischen Modellierung des Informationssuche-Verhaltens nach. Zunächst werden demografische und sozialpsychologische Faktoren diskutiert. Nach einem Exkurs zur Rolle der Kommunikatoren und Informationskanäle gibt es ein Kapitel zu Modellen der Informationssuche, dem ein Kapitel zu den vielfältigen Effekten der Informationssuche folgt. Der letzte Teil des Buches enthält zwei Kapitel zu Informationssuche-Strategien von Laien und Experten sowie eine gelungene Zusammenfassung, die sogar noch neue Aspekte wie einen Exkurs zu methodischen Zugängen in die Diskussion einbringt. Eine leichte Lektüre sind die Kapitel trotz klarer Sprache nicht unbedingt geworden, zu viele Informationen strömen dafür gelegentlich auf die Leser ein und hätten vielleicht öfter eine zusätzliche grafische oder tabellarische Aufbereitung verdient.

Es handelt sich zudem, das sei ausdrücklich betont, um kein genuin kommunikationswissenschaftliches Fachbuch. Obgleich die Autoren Kommunikationswissenschaft studierten oder an einem entsprechenden Institut arbeiten, geht es hier primär um den Forschungsstand der *Information Science*. Dies ermöglicht interessante Einsichten in den umfangreichen Forschungsstand einer Nachbardisziplin, die in theoretischer und methodischer Hinsicht oft eigene Wege geht. Interessant ist auch das Ausmaß, in dem sich die – viel zu selten hinterfragten – paradigmatischen Prämissen der Forschungsfelder unterscheiden. Wer allerdings primär Hinweise darauf sucht, welche Merkmale von Medieninhalten besonders stark die Selektionswahrscheinlichkeit oder Wirksamkeit von Botschaften erhöhen und welche dispositionellen Persönlichkeitsmerkmale diese Effekte moderieren, wird in der kommunikationswissenschaftlichen und medienpsychologischen Literatur vermutlich schneller fündig.

Dass die dort gefundenen Antworten der komplexen Konstellation von Informationssuchen angemessen gerecht werden, würden Johnson und Case aber vermutlich – und durchaus argumentativ nachvollziehbar, obgleich natürlich kontrovers diskutierbar – bezweifeln. Sie grenzen ihre Perspektive auf Informationssuchen sogar explizit von der in ihren Augen zu simplen kommunikationswissenschaftlichen Selective-Exposure-Tradition ab. Andererseits ließen sich die vielen im Buch angeführten Beispiele für eher irrational als rational anmutende Informationssuche-Strategien, die oftmals dysfunktionalen Ergebnisse hiervon und die häufig beobachteten Verdrängungsprozesse durch einen Blick in psychologische Forschungsarbeiten vermutlich besser erklären als durch einige der im Buch vorgestellten Ansätze. Die Information-Science-Perspektive kann die Sichtweisen der Gesundheitskommunikation und -psychologie also nicht ersetzen, aber substanziell ergänzen und gelegentlich auch herausfordern.

Im Unterschied zu vielen Übersichtsbüchern der Gesundheitskommunikation wurde fast komplett darauf verzichtet, den skizzierten Wissensbestand in leicht handhabbare „Best-Practice“-Empfehlungen zu transformieren. Die Autoren verdienen Respekt dafür, der Versuchung zu widerstehen, in diesem komplexen Kontext simple Lösungen zu versprechen. Dennoch vermisst man eine etwas ausführlichere Diskussion der Implikationen, welche das vermittelte Wissen für eine effektive Gestaltung von Gesundheitsbotschaften bzw. entsprechenden Kommunikationsprozessen haben könnte. Ironischerweise kann die Rezeption des Buches einen ähnlichen Effekt auslösen wie viele Informationssuchen im Gesundheitsbereich: Man fühlt sich zwar wesentlich besser informiert als vorher, aber die Unsicherheit bezüglich der besten Handlungsoption ist vielleicht auch gestiegen. Der Erkenntnisgewinn dürfte dennoch für Forscher wie Praktiker der Gesundheitskommunikation gleichermaßen hoch ausfallen, weswegen die Lektüre diesem Personenkreis besonders ans Herz gelegt sei.

Matthias R. Hastall

Literatur

- Case, D. O. (2012): *Looking for Information: A Survey of Research on Information Seeking, Needs and Behavior* (3. Aufl.). Bingley, UK: Emerald Group Publishing.
- Johnson, J. D. & Meischke, H. (1993): *A Comprehensive Model of Cancer-related Information Seeking Applied to Magazines*. *Human Communication Research*, 19(3), 343-367.